Jasna Mittler

BLAU-AUGE

- Leseprobe -

schruf & stipetic

I Die Reise der Brüder Haüy

1 Wenige Tage nach der Beerdigung des Bildhauers Peter Klopp öffnete seine Tochter Hanna das große Flügeltor und betrat zum ersten Mal seit dem Tod ihres Vaters dessen Werkstatt. Sonnenschein und Wärme fluteten in die Halle, Staubpartikel schwebten glitzernd im einfallenden Licht. Auf einem der klapprigen Gartenstühle, die um den runden Tisch mit der Mühlsteinplatte gruppiert waren, hing Peters Motorradjacke aus derbem Leder. Der Anblick versetzte Hanna einen Stich. Über den nächsten Stuhl war seine Schürze geworfen, auf der Tischplatte lag seine Arbeitsbrille, am Bügel mit Klebeband repariert. Eines seiner zahlreichen Notizbücher lag ebenfalls dort. An den Wänden der Werkstatt waren Regalbretter montiert, über und über mit Skulpturen und Plastiken bestückt. Aus Gips gegossene Hände in Lebensgröße, wie abgetrennte Leichenteile. Zwischen zwei aus Eisenteilen geschweißten Motorradfahrern stand die lebensgroße Büste der Nofretete. Die stammte nicht von Peter, sondern hatte früher seiner Mutter gehört, Hannas Oma Gerda. Seit deren Tod war die Büste in der Werkstatt eingelagert, mit den Jahren von Staub bedeckt, sodass die leuchtenden Farben nicht mehr zu erkennen waren.

Als Nofretete noch auf einer Anrichte im Wohnzimmer der Großmutter thronte, hatte sich Hanna manchmal mit der alten Ägypterin unterhalten. Sie hatte die schöne Königin geliebt, obwohl die ein blindes Auge hatte. Es war weiß, wie das von Oma Gerda. Die hatte das rechte Auge bei ihrer Geburt eingebüßt, hieß es. Ein grauweißer Schleier hatte sich auf den Augapfel gelegt und Gerda halbblind gemacht.

Hanna ließ ihren Zeigefinger über den hohen Hut der ägyptischen Königin streichen, zog einen Strich über die Stirn und die

gerade Nase, bis hinab zu Nofretetes sinnlichen Lippen. Unter dem Staub wurde die bunte Bemalung sichtbar. Wie eine Kindheitserinnerung leuchtete die Farbe hervor. Hanna kannte die Geschichte der Büste, ihr Vater hatte ihr davon erzählt. Eine Bildhauerin, Tina Haim, hatte zwei Kopien des Originals angefertigt, das 1912 von einem deutschen Archäologenteam in Ägypten entdeckt und später nach Berlin verfrachtet worden war. Im Laufe der Jahre waren von den Haimschen Kopien eine Vielzahl von Repliken angefertigt worden, Nofretete war zur Modefigur avanciert.

Das Original war heute in Berlin im Neuen Museum ausgestellt. Kurz nach ihrem Umzug war Hanna einmal dort gewesen. Die Museumsbesucher hatten sich so dicht um die Glasvitrine gedrängt, dass es ihr kaum möglich gewesen war, einen Blick auf die Büste zu erhaschen. In einer Nische des Ausstellungsraums hatte Hanna jedoch eine Kopie entdeckt, eine schwarze Nofretete, die für blinde Besucher zum Betasten bereitstand. Sie hatte ihre Augen geschlossen und war mit den Fingerspitzen über das Gesicht der schönen Königin gefahren.

Das Material der Blinden-Büste im Museum war glatter und kühler gewesen als der Gipskopf, den sie nun in ihren Händen hielt.

Oma Gerdas Mann, Peters Vater, der ebenfalls Peter Klopp geheißen hatte, war vor Hannas Geburt gestorben. Auch er war Bildhauer gewesen. Wie sein Vater, wie dessen Vater. Bildhauer und Steinmetze. Der Beruf wurde in der Familie von Vater zu Sohn weitergegeben, Generation um Generation, genauso wie der Vorname. Hanna hatte nach dem Abitur eine Steinmetzausbildung bei ihrem Vater begonnen. Im zweiten Lehrjahr hatte sie alles hingeschmissen und war nach Berlin gezogen. Aus Liebe, und weil das weit weg von zu Hause war. Drei Jahre war das her.

Der Kompressor stand auf einem Handwagen neben dem Werkstatttor. Peter hatte sich nicht die Mühe gemacht, das Kabel aufzurollen. Als hastig zusammengerafftes Knäuel lag es neben der

Maschine. Ein paar vertrocknete Blätter waren zwischen dem schwarzen Gummi eingeklemmt, Überbleibsel aus dem Herbst, als Hannas Vater zum letzten Mal mit Druckluft gearbeitet hatte. Hanna nahm eines der verschrumpelten braunen Blätter in die Hand, es zerbröselte zwischen ihren Fingern. Peter hatte nicht gewusst, dass es sein letzter Arbeitstag sein würde, als er den Kompressor abstellte. Ein Herzinfarkt hatte ihn am nächsten Morgen beim Frühstück erwischt. Einfach so. Es folgten Tage auf der Intensivstation, Wochen im Krankenhaus. Zu Weihnachten durfte er nach Hause, doch er war zu kaum mehr fähig gewesen, als auf dem Sofa zu liegen. „Das ist kein Leben für mich", hatte er zu Vera und Hanna gesagt, „das müsst ihr verstehen!"

Die Chancen für eine erfolgreiche Bypass-Operation standen bei fünfzig Prozent – entweder würde er seine Kraft und seinen Lebenswillen zurückerhalten oder nicht mehr aus der Narkose erwachen.

„Klingt doch nach einem fairen Deal", hatte er am Telefon zu Hanna gesagt und gelacht, „findest du nicht?"

Wenige Tage vor der Operation war Hanna aus Berlin angereist und seither in Mendig geblieben. Sie hätte lieber einen Vater auf dem Sofa gehabt als gar keinen mehr.

Als Kind hatte Hanna es geliebt, ihren Vater bei der Arbeit zu beobachten. Der Steinstaub hatte ihn von Kopf bis Fuß grau gefärbt, sich auf dem Overall festgesetzt, in seinen buschigen dunklen Augenbrauen, in den Bartstoppeln. Peter Klopp hatte die Gabe besessen, mit Steinen zu sprechen. Oft brauchte er nur wenige Hammerschläge, um eine Skulptur zu skizzieren. Er deutete auf einen unförmigen grauen Klotz und sagte: „Sieh mal, der Elefant hat seinen Rüssel um den Kopf geschlungen" oder „Schau nur, ein Pferd im Galopp!" Er erkannte die Kreaturen, die in dem Stein gefangen waren, und befreite sie, gab ihnen eine Form, schliff sie glatt, bis sie auch für alle anderen sichtbar wurden. Mit seinen großen, schwieligen Händen schuf er Gebilde aus Stein, aus Holz, aus

Gips, Ton oder Metall. Aber auch aus allem anderen, was ihm in die Finger kam. Er modellierte kleine Wesen aus dem weichen Inneren der Frühstücksbrötchen, schnitzte mit den Fingernägeln Gesichter in das Wachs von Kerzen, kritzelte beim Telefonieren Zeichnungen an die Wand. Nichts war vor seiner Schöpferkraft sicher. Einmal hatte er sogar Geldscheine mit Kuli verziert, bis keine Bank sie mehr eintauschen wollte. „Lass die Spielerei, was soll denn das?!“, schimpfte Hannas Mutter mit ihm wie mit einem ungezogenen Kind. Das Geld war immer knapp gewesen in Hannas Familie, und die Mutter konnte in dieser Verschönerung des schnöden Mammons keine Aufwertung erkennen. Als Kind war Hanna sich manchmal nicht sicher gewesen, ob ihr Vater der tollste aller Väter war oder der bekloppteste.

Klopp war wohl nicht umsonst ihr Familienname.

Auf einem Regalbrett entdeckte Hanna eine Reihe von Gipsmodellen, nicht größer als dreißig Zentimeter. Entwürfe des Denkmals für den Mann mit dem schwierigen Namen: Haüy.

„Man spricht es *ah, oui!*“, hatte Peter ihr erklärt, und sie hatten verschiedene Betonungen ausprobiert. Auf wie viele Weisen konnte man „ah, ja!“ sagen? Oder das Gegenteil, *mais non!*

„Wie weit bist du mit Monsieur Mais-Non?“, hatte sie ihren Vater gefragt, als sie mit ihm von Berlin aus telefonierte, und er hatte von seinen Fortschritten mit der Skulptur erzählt.

René Just Haüy, der französische Gelehrte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, war ein zusätzliches Familienmitglied geworden, nach dem man sich erkundigte. Sein Denkmal sollte vor dem neu eröffneten Vulkanmuseum stehen. Ein großer Auftrag, der dem Vater am Herzen lag, nicht allein des Geldes wegen.

Hanna nahm einen Entwurf nach dem anderen zur Hand, pustete die Schicht aus Staub und Gipspulver ab, die sich in den fein geschnitzten Ritzen abgesetzt hatte. Mal stand der Mineraloge stolz und aufrecht, mal beugte ihn das Alter. Mal faltete er die Hände

wie zum Gebet, mal zeigte er die offenen Handflächen, als wollte er etwas präsentieren. Einer der Miniatur-Haüys hielt einen großen Kristall in der Hand, den Peter blau eingefärbt hatte. Das musste Blau-Auge sein, der sagenumwobene Riesen-Haüyn, der angeblich vor vielen hundert Jahren in Mendig gefunden worden war. Hanna hatte ihn immer für eine Erfindung gehalten, und erst gestern im Vulkanmuseum hatte Walter Newel, der selbsternannte Dorfchronist, ihr die Geschichte abermals erzählt, so als ob sie sie nicht schon unzählige Male gehört hätte. Ein augapfelgroßes Exemplar des blauen Kristalls, das größte, das je entdeckt worden war. Im Mittelalter sei er gefunden worden, habe für Neid und Totschlag gesorgt, bis man ihn im Jahre 1783 dem berühmten französischen Mineralogen geschenkt habe – Haüy. Dass Haüy sich damals in der Eifel aufgehalten habe, sei nachweislich belegt, hatte Newel behauptet und zur Bekräftigung seine wässrigen Augen hinter den dicken Brillengläsern aufgerissen. Gemeinsam mit seinem Bruder habe Haüy im Kloster in Maria Laach residiert. Der Kristall sei dann in Paris in der Sammlung des Mineralogen ausgestellt worden, im Nationalmuseum irgendwas, so genau hatte Hanna nicht zugehört. Dort sei er vor 200 Jahren gestohlen worden und gelte seitdem als verschollen. Der Besuch von Haüy in der Eifel, gepaart mit der Tatsache, dass er der Namenspatron für den hiesigen blauen Edelstein war, hatte zu der Idee geführt, ihn in einer Skulptur zu verewigen. Newels Idee, wohlgemerkt, darauf hatte er explizit hingewiesen. Die Verbindung von Heimatsage und Wissenschaft, die durch das Denkmal des Mineralogen verkörpert wurde, passte zum Image des Museums, und so waren bald auch der Altbürgermeister Mertens, der Museumsleiter Dr. Wolf und die diversen Geldgeber überzeugt gewesen.

Vorsichtig stellte Hanna die Miniaturen in die staubfreien Aussparungen, in denen sie zuvor gestanden hatten. Sie mochte nichts verändern an diesem Ort, der letzten Arbeitsstätte ihres Vaters.

Hanna griff nach dem Notizbuch. Diese Bücher hatten sie schon als Kind fasziniert. Die Konzentration, mit der ihr Vater sich darüber gebeugt hatte, immer einen Kuli oder einen Bleistift in der Hand, den er mit unruhigen Strichen über das Papier zog. Er konnte Tiere, Menschen, Paläste und Maschinen entstehen lassen, sie wuchsen unter der Spitze seines Bleistifts, unter der Kuli-Mine hervor. Hanna klappte das Buch auf. Die meisten Seiten waren leer, nur auf den ersten hatte der Vater ein paar Notizen und flüchtige Zeichnungen hinterlassen. Der Anblick der Handschrift traf Hanna mit einer Wucht, als hinge an diesem Abdruck von getrockneter Kugelschreibertinte auf Papier noch immer die Hand, der Arm, der Körper ihres Vaters. Hanna legte das Buch auf den Tisch zurück und sah sich in der Werkstatt um. Alles wirkte, als müsse er jeden Augenblick zur Tür hereinkommen. Als sei er nur kurz zur Toilette gegangen. Einen Augenblick lang wollte Hanna selbst daran glauben, aber das Wissen, dass er niemals wiederkommen würde, ließ sie die Werkstatt fluchtartig verlassen.

In dem verwilderten Garten, der sich an die Werkstatt anschloss, lag Monsieur Mais-Non auf einem Stapel Holzpaletten und lächelte in die Morgensonne. Sofern man bei den nur angedeuteten Gesichtszügen von einem Lächeln sprechen konnte. Das Gestein, aus dem Peter Klopp die Skulptur hatte herausarbeiten wollen, war Basalt, erstarrte Lava eines viele tausend Jahre zurückliegenden Ausbruchs des Laacher See-Vulkans. Haüy war überlebensgroß, die Säule maß im Ganzen mindestens drei Meter. Mit langsamen Schritten umrundete Hanna den Stein, der hüfthoch aufgebockt war. Sie musste dabei die Brennnesseln niedertrampeln, die um die Skulptur herum wucherten. An einigen Stellen war der Basalt noch feucht vom Morgentau. Die Nässe verlieh ihm eine dunkle Färbung, ein tiefes Blaugrau. Wo die Sonne den Stein getrocknet hatte, wies er ein helleres Grau auf, wie Elefantenhaut. In Kürze würden sich Eidechsen an den aufgewärmten Stellen zum Sonnenbad treffen, nicht ahnend, dass es bald vorbei wäre mit der Ruhe. Vermut-

lich dachten sie, der Stein sei der Natur zurückgegeben worden, so lange, wie er schon unberührt dalag.

Unschlüssig strich Hanna um die Skulptur herum, betrachtete sie mal aus diesem, mal aus jenem Blickwinkel und konnte doch nur das Unfertige darin sehen.

„Eine Skulptur, das ist etwas, das von außen nach innen gearbeitet wird“, hatte Peter ihr erklärt.

„Aus einem Steinklotz zum Beispiel oder aus einem Stück Holz. Da steckt die Figur, die man schaffen will, schon drin und du musst nur alles wegschlagen, was nicht dazugehört.“

Es hatte so einfach geklungen.

Hanna spürte, wie die Feuchtigkeit des Grases und der Brennnesseln den Stoff ihrer Jeans durchdrang und ihr eine Gänsehaut verursachte. Sie dachte an den Vertrag, den sie unterschrieben hatte. Das Gewicht des Basaltbrockens lastete auf ihren Schultern.

Es war ein Vertrag, der vor Förmlichkeit und Verbindlichkeit strotzte. *Der Vertragspartner verpflichtet sich* stand dort, *verbindliche Zusage der Fertigstellung bis* stand dort ebenfalls. Das Wort *Konventionalstrafe* war Hanna ins Auge gesprungen, die dem Vertragspartner, *d. i. der Erbengemeinschaft Klopp*, in Rechnung gestellt werden würde, falls der Vertrag nicht in gehöriger Weise erfüllt werden würde. *Nicht in gehöriger Weise,* Hanna hätte nie gedacht, dass eine solche Formulierung überhaupt existierte. Die Höhe der Strafe setzte sich zusammen aus dem bereits gezahlten Vorschuss sowie einem Drittel dieser Summe zusätzlich für die Umstände und Verluste, die dem Museum in diesem Falle entstünden. Wenn Vera dieses Geld würde bezahlen müssen, bliebe tatsächlich nur der Verkauf des Hauses.

Der Vertrag war zweifach ausgefertigt worden. Beide Exemplare waren von Dr. Wolf unterzeichnet, im Namen der Auftraggeber. Auf der rechten Seite, *die Auftragnehmer,* waren zwei Linien für die Unterschriften aufgedruckt. Vera hatte ihren Namen gewohnt souverän mit schwarzer Tinte geschrieben. Den Füllfederhalter trug sie

immer in ihrer Handtasche mit sich herum. Einen Augenblick lang hatte Hanna sich vorgestellt, den Vertrag mit Blut zu unterzeichnen, doch dann hatte sie den Kugelschreiber genommen, den Mertens ihr gereicht hatte, und ihren Namen auf das Blatt gesetzt. Sie war es ihrem Vater schuldig.

Beide Hände auf den Basalt aufgestützt hievte Hanna sich hoch, schwang ein Bein auf die Skulptur und setzte sich an Haüys Fußende. Sie strich über die raue Oberfläche. Die Steinhaut war durchsetzt von einer Unmenge Poren, Spuren von Gas, das einst in der Lava eingeschlossen und beim Erkalten an die Oberfläche getreten war. Winzige Löcher, die ein Kribbeln in Hannas Handflächen verursachten, als sie darüberrieb. Sie zog die Beine nah an den Körper und reckte ihr Gesicht mit geschlossenen Augen den wärmenden Strahlen der Sonne entgegen. Sie wünschte sich, dass ihr Vater seinen letzten Frühling noch wahrgenommen hatte, aber vielleicht machte das auch keinen Unterschied für einen, der starb, vielleicht machte es nur einen Unterschied für die, die weiterlebten. Hanna jedenfalls erleichterte der Frühling, sie konnte nicht fortwährend traurig sein, wenn die Sonne ihr ins Gesicht schien, wenn die Vögel sangen und die Blüten und Blätter sprossen.

Altbürgermeister Mertens hatte sie mit Kopien der Zeichnungen ausgestattet, die Peter als Entwurf für die Skulptur angefertigt hatte. René Just Haüy als alter Mann, von den Jahren gebeugt, aber mit einem verschmitzten, jungenhaften Lächeln auf den Lippen und einem wachen Blick. Interessiert, wissbegierig. In den Händen hielt er ein Gerät, das Hanna Bauchschmerzen bereitete. Goniometer heiße dieses Werkzeug, hatte Dr. Wolf ihr mit unverhohlener Bestürzung über ihr Unwissen erklärt, und man habe es seinerzeit zur Winkelbemessung der Kristalle benutzt. Die geraden Linien und exakten Winkel, die dieses Instrument charakterisierten, in Stein umzusetzen, schien Hanna ein Ding der Unmöglichkeit. Ganz zu schweigen von den Durchbrüchen, die nötig sein würden – dieser

Herausforderung fühlte sie sich nicht gewachsen. Peter konnte den Basalt durchbrechen, Hohlräume im Material schaffen und diese miteinander verbinden, bis nur freistehende Streben übrigblieben. Filigraner Basalt, zart wie Zuckerwerk. Wenn bei solchen Arbeiten der Stein an einer Stelle riss, wenn etwas wegbröselte, abbrach, entzweiging, war nichts mehr zu retten.

„Watt fott äess, äess fott", hätte Tante Käthe, die Kölner Großtante, früher dazu gesagt.

Die Arbeit am Goniometer würde sie sich für den Schluss aufheben. Vielleicht würde sie bis dahin auf magische Weise zur Bildhauerin heranreifen.

Eine bittere Erinnerung stieg in ihr auf wie eine Gasblase in der Lava, träge, aber unaufhaltsam. Sie war dreizehn, vielleicht vierzehn Jahre alt gewesen, da hatte Peter ihr vier Quader aus Sandstein vorgelegt, alle in der Länge ihres Unterarms. Hanna sollte sie zu gleichmäßig runden Säulen schnitzen. Sandstein zu schnitzen, war ein Kinderspiel, das ging fast wie von selbst. Eine gleichmäßige, glatte Oberfläche zu schaffen war ihr dagegen unmöglich gewesen. Vom Mittag bis zum Abend hatte Hanna auf einem Hocker vor der Werkstatt gesessen, über und über mit dem sandgelben Steinstaub bedeckt, und hatte versucht, die Unregelmäßigkeiten auszugleichen. Aber wenn sie an einer Stelle einen Überstand abgetragen hatte, war dort auf einmal zu wenig Material gewesen, und sie musste an einer anderen Stelle etwas wegnehmen, bis die Säulen zu dünn geworden waren, um sie weiter zu bearbeiten. In einem seiner gefürchteten Anfälle von Jähzorn hatte Peter die missratenen Säulen eine nach der anderen in die Hand genommen und auf den Steinplatten vor der Werkstatt zerschmettert. Seit jenem Tag schmeckte Hanna bei Enttäuschungen und Niederlagen Steinstaub auf der Zunge. Sie war eben keine Bildhauerin, das war ihr an diesem Tag klar geworden. Sie hatte es einfach nicht in sich! Die alte, niemals ganz vergangene Wut flammte erneut in ihr auf. Sie versetzte dem Palettenstapel, auf

dem die Skulptur ruhte, einen Fußtritt und fühlte sich von dem Wunsch getrieben, etwas zu zerstören.

Als sie in der Werkstatt angekommen war, ließ ihre Wut augenblicklich nach. Beinahe scheu ließ sie ihre Blicke über die Werke des Vaters streifen. In einem Regal hinter der Büste der Nofretete stand eine halbfertige Gipsplastik, etwas wild Zusammengepapptes. Wenigstens dieses unförmige Ding sollte dran glauben. Hanna griff mit beiden Händen nach dem Objekt, zog daran. Dabei stieß es gegen die Nofretete-Büste, die ins Wanken geriet und über den Regalrand kippte. Hanna griff danach, um sie abzufangen. Der Gipskopf schlug hart auf ihrem Unterarm auf, prallte ab und stürzte auf den Betonboden. Mit einem dumpfen Knacken brach der schmale, lange Hals. Die Nase platze ab, ebenso ein Placken vom Gesicht. Hanna fühlte sich mit einem Mal wie ausgenüchtert. Aller Zorn war verflogen. Sie hob den Kopf auf, der im Sturz einen Teil der Staubschicht verloren hatte. In der Wunde, dort, wo der Hals weggebrochen war, steckte ein Fremdkörper in der weißen Masse – ein Stein. Hanna strich vorsichtig mit dem Daumen darüber, rieb die bröckelige Gipsschicht ab. Der Stein besaß eine dunkle Färbung. Hanna befeuchtete ihren Daumen mit Spucke, wischte damit über den Staub. Ein tiefes, intensives Blau wurde erkennbar. Sie schabte weiter mit dem Daumennagel, legte Millimeter für Millimeter des Steins frei. Er war größer, als sie zunächst gedacht hatte, und er war geschliffen. Hanna sah sich nach einem geeigneten Werkzeug um. Von einem befreundeten Zahnarzt hatte ihr Vater Kratzeisen übernommen, die in der Praxis nicht mehr einsatzfähig gewesen waren. Mit zweien dieser chirurgisch feinen Werkzeuge in Händen ließ Hanna sich auf einem Holzschemel nieder, den schweren Kopf der Nofretete im Schoß. Sie operierte an der offenen Halswunde, zog seitlich um den Fund herum tiefe Furchen. Es knackte, und ein Stück von Nofretetes Unterkiefer brach weg. Das war Hanna jetzt egal, sie hob das Fragment auf und legte es zu den anderen Bruchstücken. Dabei fiel ihr auf, dass der Gips

im Inneren des Kopfes eine andere Färbung hatte als der Gips des äußeren Randes. Es schien, als sei das Innere nachträglich gefüllt worden. Durch den fehlenden Unterkiefer hatte Hanna nun freien Zugang zu dem Stein, der wie eine Wucherung in Nofretetes Schlund feststeckte. Er war rund, mit einem Durchmesser von drei bis vier Zentimetern, schätzte Hanna. Ein Schmuckstück vielleicht, ein großer Edelstein. Mit immer weniger Rücksicht auf Nofretete arbeitete Hanna daran, den Fund freizulegen, bis der Stein endlich, Plock!, aus dem Gips sprang. Hanna rieb ihn vorsichtig mit dem Stoff ihres Sweatshirts blank. Er lag schwer auf ihrer Handfläche. Es war die Geste, die Haltung, die René Just Haüy in dem Modell ihres Vaters angenommen hatte, die Hand, die einen Kristall zugleich beschützte und präsentierte. Was ich da in Händen halte, dachte Hanna fassungslos, ist Blau-Auge.